



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

: Politische Briefe. III. : Die Ehre der Todten und der Lebenden.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Politische Briefe.

### III.

#### Die Ehre der Todten und der Lebenden.

Der Strom des Lebens, der in unseren Tagen so lärmend dahinrauscht, schien einige Tage zu verstummen vor dem Andenken eines Todten. Am 23. Februar ist Albert v. Roon heimgegangen. Vor dem Gedanken unvergeßlichen Verdienstes schwand die Erinnerung erbitterten Kampfes. Auch die englische Presse hat es an theilnehmender Würdigung nicht fehlen lassen. Aber wie viel Ehrendes über den Verstorbenen gesagt worden, die rechte Bezeichnung seines Wesens vermißte man. Soldatischer Gehorsam und vollkommene Selbstverleugnung bei eigenster Schöpferkraft, wissenschaftlicher Forschergeist, unabhängiges Urtheil und unerschrockene Prüfung bei kindlichem Glauben und frommer Hingebung: das waren die Gegensätze, die sich so selten vereinigen lassen, und die er so völlig vereinigte. Vor diesem Manne der Unerschrockenheit, der Selbstlosigkeit und des unzerbrechlichen Willens, der ein großes Gebiet des Wissens beherrschte wie Einer und zugleich Meister des klaren und schönen Ausdruckes war wie Wenige — wie leicht erscheint doch vor einem solchen Manne die thörichte Einbildung, daß Skeptizismus, Atheismus, Materialismus eine Probe von Geistesstärke seien. Die großen Leistungen menschlicher Kraft, wo wir ihnen immer begegnen, weisen niemals auf diesen trüben und feichten Quell zurück.

Früh verwaist, war Albert v. Roon ein Bögling des Kadettenhauses, jener Anstalt, die liberalerseits als Herd mechanischer Dressur mit Vorliebe bezeichnet wird. Scherzend pflegte er auf sich hinzuweisen, um zu zeigen, daß die Früchte der Kadettenerziehung doch zuweilen nicht ganz mißrathen. Roon, der eine Predigerstochter zur Gattin hatte und ein tadelloses Leben geführt hat, war eine der schönsten männlichen Erscheinungen. Vom Studium und von schwerer Berufsarbeit ist sein Leben ausgefüllt gewesen. Es hat seinem König und seinem Staate die werthvollste Frucht getragen und sein Andenken mit unverwelklichem Lorbeer geschmückt, freilich ihm selbst hat es die Genugthuung des Führers auf dem Schlachtfelde versagt, die ihm so nahe gelegen hätte, auf die er aber bei der ihm zugefallenen organisatorischen Arbeit verzichten mußte. Er brachte dieses Opfer, wie jedes andere, der Pflicht. Manche seiner Worte sind in diesen Tagen der Erinnerung angeführt worden. Zweier derselben möge noch einmal gedacht werden. Das eine ist in jüngster Zeit viel genannt worden. In einer jener zahlreichen Sitzungen des Abgeordnetenhauses während

der Konfliktzeit, wo die Hammerschläge der Parteiverblendung ohne Unterlaß auf den Kriegsminister niederfielen, die er mit stoischer Ruhe in kriegerisch eleganter Haltung über sich ergehen ließ, kam zuletzt der Abgeordnete Gneist mit einem jener rhetorischen Meisterstücke, die nur auf einer ganz falschen Würdigung der Sache beruhten. Gneist führte aus, wie öfters vorher und öfters nachher, daß Leistungen wie die des preußischen Volkes für den Kriegsdienst nur auf dem Gesetze beruhen, nur durch das Gesetz verändert werden könnten. Weil der thatächlich vollzogenen Reorganisation von Seiten der Volksvertretung die gesetzliche Sanction verweigert, die erste aber nicht rückgängig gemacht wurde, so sprach der Redner von dem fremden Imperator, der die Söhne eines eroberten Landes in das Joch des Kriegsdienstes nöthigt. Der Kriegsminister, dem das Bewußtsein sagte, daß er Tag und Nacht an dem werthvollsten und unentbehrlichen Rüstzeuge seines Vaterlandes schmiede, konnte hier eine Geberde des Erstaunens vor dem völlig Unverständlichen nicht beherrschen. Später entriß ihm diese Rede das Wort: „Der Herr Abgeordnete kann Alles beweisen, was er will.“ Ein anderes Wort Roon's aber ging selbst den widerwilligsten Hörern und den verblendetsten Gegnern wie ein Schrecken des Gewissens durch die Seele, freilich wie ein halb betäubter. Bleich vor Zorn erhob er sich eines Tages und sprach mit einer Stimme, die von Trauer und Unwillen halb erstickt klang: „Wenn die Ketten der Fremdherrschaft im Lande rasseln, dann wird man begreifen, welches Rettungsmittel hier muthwillig weggestoßen worden ist.“ Dieses Wort traf Manchen damals, der die Mahnung sich nicht eingestehen wollte. Anderen klingt es bis an's Ende des Lebens, und heute weniger als je darf dieses Wort vergessen werden, denn der Bau des deutschen Reiches ist noch immer erst ein Nothbau, und schon weigern sich die Bauleute der Weiterarbeit und meinen, die erst so schwach gestützten Mauern dem Wind und Wetter preisgeben zu können, denen Deutschland's Staat von allen Seiten ausgesetzt bleibt, und die dieser Staat wie kein anderer bestimmt ist, immer wieder auf sich zu ziehen.

Das alte deutsche Reich war, um sein Leben zu fristen, auf den „gemeinen Pfennig“ gestellt. Aller wirksamen Institutionen der ausführenden Gewalt entbehrend, sollte es sich den gemeinen Pfennig erbetteln wie ein Almosen, das ihm unregelmäßig und dürftig gespendet wurde. So schwand das Reich zum Schatten zusammen. In seinen Grenzen theilte und herrschte das Ausland, das auf unseren Fluren seine Schlachten schlug. Aber je größer die Noth, desto weniger war der ständische Partikularismus und Egoismus zu bewegen, der Zentralgewalt eine eigene, von den Ständen unabhängige Lebenskraft zu gönnen. Die eiserne Hand fehlte, die den ständischen Partikularismus niederzuschlug. Durch Blut und Eisen ist heute die deutsche Zentralgewalt stärker als je

zuvor wieder aufgerichtet. Aber ihre Lebensdauer und unnachlassende Wirksamkeit ist noch lange, lange nicht gesichert. Der deutsche Staat dreht sich wieder einmal um die Frage des gemeinen Pfennigs. So unaustilglich ist die Natur der Völker, so unaustilglich ist vor allem das Unkraut, das aus ihrer Anlage emporstiebt. Heute wird der gemeine Pfennig „Matrikularbeiträge“ genannt. Die Frage ist, ob die Zentralgewalt die Mittel des Unterhaltes nach Erlaubniß einer unberechenbaren Reichstagsmajorität bei den Einzelstaaten erbetteln, oder ob sie dieselben aus eigenen Einnahmen schöpfen soll. Zu dem ständischen Widerstreben, das die Einzelstaaten zum Glück nicht mehr in gleicher Stärke wie sonst verkörpern, tritt heute der Widerstand des Parlaments, welches an seine Macht, aber nicht an des Reiches Sicherheit denkt. Man meint, das Parlament repräsentire die Zentralgewalt, als ob das Parlament durch seine Abstimmungen mit den Einzelstaaten fertig werden könnte, ohne den starken Arm der ausführenden Reichsgewalt; als ob dieser Arm je kräftig werden könnte, wenn er von zufälligen Majoritäten bald soll lahm gelegt, bald überanstrengt werden können. Derselbe Mann, der die Form des Reiches dem Auslande und dem Partikularismus wieder abgerungen, ist jetzt dabei, dem neuen Reiche die Lebensquellen besser zu sichern, als sie es dem alten waren, das an dieser Unsicherheit zu Grunde gegangen. Der Widerstand, der sich an die Matrikularbeiträge als ein partikularistisches und parlamentarisches Machtmittel klammert, ist indeß schon soweit zurückgewichen, Reichssteuern im Betrage der jetzigen Matrikularbeiträge zur Verfügung zu stellen. Als ob damit etwas geholfen wäre! Es handelt sich darum, das Reich von der Sorge zu befreien, von der Bettelei, nicht nur um die Mittel der nächsten Gegenwart, sondern um die Mittel für den deutlich vorgezeichneten Kreis von Aufgaben einer langen Zukunft. Wer die Erlangung dieser Mittel abhängig machen will von der bodenlosen Zufälligkeit wechselnder Umstände, parlamentarischer und populärer Launen, der will den Bestand des Reiches nicht sichern, sondern untergraben. Man führt die thörichte Furcht in's Gefecht, eine auf sichere, von selbst wachsende Einnahmen gestellte Reichsgewalt werde der Versuchung unterliegen, es mit der Reaktion zu versuchen. Was ist denn eigentlich Reaktion? Fürst Bismarck soll neulich in einer Gesellschaft die Definition gegeben haben: Reaktion sei der Absolutismus. Er hat offenbar gemeint: der unzeitgemäße Absolutismus; also müssen wir seine Definition wohl erweitern: Reaktion ist das Unternehmen, ein Volk gegen die wahren Bedürfnisse der Lebensstufe zu regieren, welche es erreicht hat. Es gehört wahrhaftig wenig Selbstgefühl und wenig Einsicht dazu, um überzeugt zu sein, daß in Deutschland von jetzt an jeder Versuch, im Widerspruch mit dem Volksgeist, bei der stillen Empörung oder auch nur bei der passiven Gleichgültigkeit desselben zu regieren, auf eine lange Periode hinaus unmöglich ist. Die

Stellung Deutschland's ist groß, ehrenvoll und gefährvoll. Der alte staatlose Zustand war noch gefährlicher, aber die Gefahr war eine chronische, bei der das Volk die meiste Zeit schlafen konnte. Die jetzige Gefahr ist eine akute, die Eifersucht lauert überall auf den Augenblick, wo unsere Stärke versällt oder nicht auf ihrer Hut ist. Wir haben die Kraft vollauf, der Gefahr zu begegnen, wenn wir uns nicht selbst leichtsinnig schwächen. Das ist der Fortschritt gegen die Vergangenheit, aber auch die Bürgschaft gegen die Reaktion. Was uns die Thorheiten der sogenannten Freiheit verbietet, das Spielzeug parlamentarischer Machtmittel in uneinigen, ungelenkten Händen, das verbietet uns ebenso streng die Gelüste der Reaktion; beides bestraft sich mit unmittelbarer Lebensgefahr.

Von den Helden, welche das Reich wieder aufgerichtet, ist der eine zur Ruhe gegangen, der noch lebenden Sorge und Ehre ist es, das Reich so weit zu vollenden, um die nothwendigsten Lebensbedingungen desselben gesichert zu hinterlassen. Der gegenwärtigen Reichstagsession hat der Kanzler die Aufgabe gestellt, diese Arbeit zu beginnen und sie womöglich ein gutes Stück zu fördern. Noch sind die Vorlagen zur Schaffung hinlänglicher Reichseinnahmen nicht eingebracht, aber schon hat der Kampf um dieselben ein zweites Vorspiel — die Gelegenheit zum ersten gab der österreichische Handelsvertrag — bei der allgemeinen Berathung über den Reichshaushalt gefunden. Zum Anführer im Kampfe gegen eine gute Sache haben sich von jeher die Anhänger der schlechten Sache weit weniger geeignet, als maßlose Selbstgefälligkeit, die sich nach der Führerrolle drängt, wie bedenklich immer die Ausichten des Kampfes sein mögen. Die Zeiten sind vorbei, wo die Selbstgefälligkeit, die ernste Proben fürchten muß, jeden Augenblick auf diese Probe gestellt werden konnte und deshalb im Gefolge der Helden einhergehen mußte. Im Zeitalter des Parlamentarismus und der Pressefreiheit ist die Probe fern, und so ist Falstaff Demagoge geworden. Heute rührt Falstaff den Prinzen an, es handelt sich ja nur um schnöde Worte, und das Wort, zumal das parlamentarische, ist frei. Die ungeheuerliche Phantasie, die Lügen sind dem Falstaff geblieben, aber der Humor ist dem Demagogen verloren gegangen, dessen Eitelkeit die Heldenrolle ernsthaft nimmt. Wir haben am 28. Februar den demagogischen Falstaff sich selbst übertreffen hören. Wir hatten geglaubt, das sei nicht möglich nach der Erzählung von den 200 Millionen Steuern, welche aufgelegt werden sollten, ohne die alten um einen Pfennig zu vermindern. Dies hatten wir vorigen Sommer als Flugblatt gelesen und uns eben davon erholt. Doch nun kommt Falstaff mit erholter Phantasie.

Jetzt legt er sich aus für die Matrikularbeiträge. Dieselben — er hat sie erst auf 76 Millionen und bald, da die „Kerle in Steifseinen“ anfangs ab-

nahmen, auf 62 Millionen reduziert — müssen als bewegliches, der souveränen Parlamentsbewilligung unterworfenen Einnahme-Element erhalten bleiben. Noch nothwendiger aber ist ihre Erhaltung für die Selbständigkeit der Mittelstaaten. Er „legt auf die Erhaltung selbständiger Mittelstaaten in der Entwicklung Deutschland's einen hohen Werth“. Natürlich wird diese Selbständigkeit, aus deren Mitteln das Reich subventionirt wird, unter dem nächsten Kanzler der selbständigen Reichsgewalt ein Ende machen. Es ist doch sehr dankenswerth, daß Falstaff seine Garde endlich offen unter das Banner des Partikularismus reißt. Jetzt wendet er sich gegen die neuen Zölle, von denen verlautet, daß sie im Vorschlag sind. 25 Pfennige Zoll auf Weizen und Roggen bringt eine Vertheuerung von 45 Millionen Mark hervor, wobei nur 5 Millionen Zoll einkommen. Jetzt bringt er den Beweis: „Was wird ohne Vertheuerung des ganzen Getreides der Zoll dem inländischen Landwirthem nutzen? Entweder ist die Behauptung von dem Nutzen unwahr, oder die Behauptung von der allgemeinen Vertheuerung ist richtig.“ Wir entgegnen diesem Argument, daß der Getreidezoll zunächst als Finanzzoll gedacht ist, daß er aber auch als Schutzzoll sehr vortheilhaft wirkt, wenn er dem inländischen Getreideproduzenten den Absatz wenigstens bei den bisherigen Preisen sichert. Jetzt kommen die „Kerle in Steifleinen“ wieder. Eine Familie braucht jährlich zwanzig Zentner Brodgetreide, macht bei 25 Pfennigen Aufschlag fünf Mark Belastung. Mit 5 Millionen Getreidezoll könnte man den Steuerzahler der untersten Stufe in Preußen nur um eine Mark entlasten, also tauscht er gegen die jetzige Belastung die fünf-fache ein. Jetzt schwilt die Zahl der „Kerle in Steifleinen“ an. Durch 70 Millionen Mark Zölle vertheuert man die betroffenen Artikel im Lande um 700 Millionen. Aber die 70 Millionen reichen nicht einmal aus, die Ausgabe-Erhöhung bei den Artikeln zu decken, für welche der Staat Hauptkonsument ist. Noch schlechter als der Staat fährt der Landwirth, noch schlechter als der Landwirth der Beamte, Rentier, Künstler, Schriftsteller u. s. w., denen Schutzzölle überhaupt nichts nützen, weil ihre Arbeit durch die ausländische Konkurrenz nicht gedrückt werden kann. Da müssen wir fragen, was der Beamte anfängt, wenn die Zahlungsfähigkeit des Staates abnimmt oder aufhört? Unser Falstaff will wohl den preußischen Beamten das Schicksal der türkischen und einiger anderen bereiten, die auf Bestechung angewiesen sind? Jetzt greift er den Fürsten an, der gesagt hatte, man habe ihm den Plan, die Zölle auf wenige einträgliche Artikel zu beschränken, vereitelt. Das war gesagt, um die Gegner zu erinnern, daß sie kein Recht zur Klage haben, daß der Fürst seinen Plan aufgegeben. Es sollte nicht heißen, daß der frühere Plan unter den jetzigen Umständen noch annehmbar oder gar der bessere sei. Aber Falstaff fragt, was der Kanzler den Landwirthem geantwortet haben würde, wenn man ihm den

früheren Plan gewährt hätte. Er fragt triumphirend, ob, wenn die in der Sammlung von Ludwig Hahn mitgetheilte Rede für den französischen Handelsvertrag nach dem Konzept eines Rathes gehalten worden, nicht alle Reden dieser Sammlung nach den Konzepten vortragender Rätthe gehalten worden? Aber Falstaff lügt. Die angebliche Rede vom 2. Oktober 1862 ist eine Erklärung, die neunzehn Zeilen einnimmt, im Amtsstil verfaßt, wie ihn Feder handhabt. Wenn Falstaff die Reden des Fürsten den Konzepten vortragender Rätthe gleichstellen will, so fällt er aus der Rolle des Erzählers, der gewisse Bedingungen der Wahrheit einhalten muß, wie hoch sein Flug auch steigt. Dann soll es eine Mißachtung des Wirtschaftslebens sein, daß der Kanzler geäußert hat, er würde, um Delbrück für den Reichsdienst zu erhalten, seine Ansicht nöthigenfalls modifizirt haben. Als ob es in der Politik überall nur einen Weg gäbe, als ob es nicht erlaubt wäre, an der Hand eines bewährten Führers lieber einen unsicheren Weg zu gehen, als den sicheren auf eigene Verantwortung. Muß man jedoch allein gehen, wäre es Wahnsinn, nicht den sichersten Weg zu wählen. Endlich soll der Kanzler gesagt haben: Ich bin der Fürst Bismarck, wie wenig seid dagegen Ihr! Falstaff lügt. Der Fürst hatte auf seine politischen Erfolge, durch welche schon einmal abfällige Urtheile widerlegt wurden, nur hingewiesen, um nicht vor Prüfung seiner Vorlagen des Dilettantismus überführt gelten zu müssen.

Um den sinnberaubenden Schmerz eines betrogenen Helden zu schildern, hat ein Dichter des Alterthums das Trauerspiel vom „Rasenden Ujar“ gedichtet. Im deutschen Reichstage werden wir in der nächsten Zeit wohl öfters die Komödie vom „Rasenden Falstaff“ aufführen sehen.



---

## Literatur.

David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit von D. A. Hausrath. Zweiter Theil. Heidelberg, Verlag von Fr. Bassermann. 1878.

Der zweite Band, welcher den Schluß dieses gediegenen und vortrefflich geschriebenen Buches bildet, beginnt mit der Lösung von der Theologie, die Strauß mit der Glaubenslehre vollzog. Dann wird die politische Laufbahn desselben und seine publizistische und landständische Thätigkeit geschildert, darauf sein Wanderleben. Zwei weitere Kapitel beschäftigen sich mit seiner Rückkehr zur Theologie und seinem Kampfe gegen den kirchlichen Liberalismus, und das letzte behandelt sein Alter, seinen Uebergang zum Materialismus und sein Lebensende. Hausrath's Urtheil über Strauß faßt sich etwa in folgende Sätze